

Sabine Ammon

Wissensverhältnisse im Fokus

eine erkenntnistheoretische Skizze zum Post-Pluralismus

Book Part, Published version

This version is available at <http://dx.doi.org/10.14279/depositonce-5623>.



Der Beitrag ist folgendem Buch entnommen | This chapter is part of

© Velbrück Wissenschaft 2007

Sabine Ammon, Corinna Heineke, Kirsten Selbmann (Hg.)

Wissen in Bewegung

Vielfalt und Hegemonie in der Wissensgesellschaft

248 Seiten, broschiert, ISBN 978-3-938808-30-6, EUR 24,00

Terms of Use

German Copyright applies. A non-exclusive, nontransferable and limited right to use is granted. This document is intended solely for personal, non-commercial use.

WISSEN IM ZENTRUM
UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK

Technische
Universität
Berlin

Sabine Ammon

Wissensverhältnisse im Fokus

Eine erkenntnistheoretische Skizze zum Post-Pluralismus

Zu Recht sind Einheitstheorien des Wissens aufgrund ihres impliziten Reduktionismus angegriffen und durch pluralistische Theorien ersetzt worden, um der Vielfalt menschlicher Erkenntnis Rechnung zu tragen. Der Pluralismus hat uns die Einsicht gebracht, dass sich das Phänomen Wissen nicht in das Korsett eines Einheitssystems zwängen lässt. Wurde Wissen zunächst nur auf wissenschaftliches beschränkt, zeigte dieser Ansatz selbst im innerwissenschaftlichen Bereich schnell seine Grenzen. Orientiert am Leitbild der Physik sollten alle anderen Wissensbereiche in eine physikalische Beschreibungssprache überführt und auf quantitativ-empirische Grundlagen gestellt werden. Doch wurde durch neuere Ergebnisse aus Sprachphilosophie und Wissenschaftstheorie immer deutlicher, dass sich Methoden, Verfahren, Weisen des Experimentierens und spezielle Beschreibungssprachen nicht einfach übersetzen lassen. Die Übersetzung bleibt zwangsläufig unvollständig, spezifisches Wissen geht auf diese Weise verloren. Die Welt der Biologie lässt sich nicht verlustfrei in die Welt der Physik überführen, die Besonderheiten technischen Wissens sprengen naturwissenschaftliche Systeme, Praktiken des Experimentierens können nicht adäquat in Schriftsystemen wiedergegeben werden. Die Kritik beschränkt sich allerdings nicht nur auf die innerwissenschaftliche Diagnose: Unterstützt wird sie durch die Feststellung, dass Formen des Wissens auch außerhalb der Wissenschaften anzutreffen sind. Wir haben mittlerweile anerkannt, dass es eine Vielfalt von Wissenssystemen gibt: Neben naturwissenschaftliches Wissen ist das geistes- und sozialwissenschaftliche getreten, neben das Wissen der Ingenieurwissenschaften das der Kunst, jenseits des Wissens der Spezialisten wurde ein Alltagswissen geltend gemacht, zu dem Wissen aus der Theorie hat sich das Wissen der Praxis gesellt.¹

Auf dieser Grundlage werden heute neue, drängende Fragen gestellt: Die Wissensverhältnisse selbst geraten in den Blickpunkt. Es reicht nicht, bei einer Feststellung der Wissensvielfalt stehen zu bleiben – das kann allenfalls ein erster Schritt sein. Denn die verschiedenen Formen des Wissens stehen nicht isoliert nebeneinander, sondern treten miteinander in Interaktion.² Zu beobachten sind Prozesse der wechselseiti-

¹ Eine Übersicht über die verschiedenen Formen des Wissens gibt Abel (2004: 319 ff.).

² Beispiele hierfür diskutieren insbesondere Keim, Schophaus und Selbmann in diesem Band.

gen Veränderung und Beeinflussung an den Schnittstellen der Wissensarten – Vorgänge, die jeweils eine eigene Dynamik entwickeln. An den Schnittpunkten der wissenschaftlichen Disziplinen treffen unterschiedliche epistemische Gemeinschaften aufeinander, um miteinander Probleme zu lösen, und stoßen auf diese Weise neue Entwicklungen in beiden Bereichen an. Im globalen Geschehen setzen sich Wissenskulturen gegen andere durch, ohne selbst unverändert zu bleiben. Das Wechselspiel zwischen den Wissensarten findet vielfältige Ausprägungen; neben Verdrängungs- und Marginalisierungsvorgängen kommt es ebenso zu Prozessen der Emanzipation, Wiederbelebung und Innovation. Doch wie lassen sich diese Wechselverhältnisse beschreiben? Welche theoretischen Grundlagen gibt es, um sie systematisch zu untersuchen?³

Obwohl der Pluralismus prädestiniert scheint, die theoretische Basis für diese Fragestellungen zu legen, schweigt er. Er begnügt sich meist mit einer Feststellung der Wissensvielfalt – oft verbunden mit normativen Forderungen nach Aufwertung und Gleichstellung vernachlässigter Bereiche. Doch das Schweigen hat einen Grund: Der erkenntnistheoretische Pluralismus⁴ ist von seiner Konzeption her gar nicht in der Lage, Wissensverhältnisse zu erfassen. Warum das so ist und welcher Weg aus den Beschränkungen führen kann, soll der vorliegende Aufsatz zeigen. Auf dieser Grundlage wird es möglich, die Frage nach der Wissensvielfalt neu in den Blick zu nehmen, um so einen Ansatzpunkt zu skizzieren für eine theoretische Untersuchung der Wissensverhältnisse.

3 Antworten auf diese Fragen zu finden, wird zunehmend von der Forschung als Desiderat wahrgenommen. Beispielsweise empfiehlt Sandkühler »das Konzept ›Pluralismus‹ in einer Theorie der Hegemonie zu erörtern« (1990: 733), Weingart lenkt die Aufmerksamkeit auf die »Interferenzen« zwischen wissenschaftlichem Wissen und anderen Wissensformen (2003: 141), Bösch et al. heben die »Interaktions-, Überschneidungs- und Konfliktzonen« (2003: 210 f.; 2004: 20) als Forschungsziel hervor.

4 Der erkenntnistheoretische oder epistemische Pluralismus setzt sich mit der Vielfalt von Kognition und Wissen auseinander. Sandkühler (1990: 728) unterscheidet darüber hinaus einen ontologischen und einen politischen Pluralismus. Im englischsprachigen Raum wird anstelle eines erkenntnistheoretischen auch von einem »conceptual pluralism« (Baghrmian 2000: 2) gesprochen, was auf eine Vielfalt der Begriffssysteme verweist. Doch diese Ausdrucksweise läuft Gefahr, die sprachliche Komponente überzubetonen.

Der Preis der Vielfalt

Um den angedeuteten Problemen des Pluralismus besser auf die Spur zu kommen, soll zunächst ein Blick auf seine theoretische Gründung geworfen werden. Woraus leitet sich der erkenntnistheoretische Pluralismus ab und wie wird er gerechtfertigt? Zwar wäre es vermessen, alle Ansätze über einen Kamm zu scheren, doch folgen viele Argumentationen einem ähnlichen Muster. Die Pluralisten gehen einen entscheidenden Schritt über die Anhänger von Einheitstheorien des Wissens hinaus. Wissen, so ihre Grundeinsicht, ist derart vielfältig – durch unterschiedliche Methoden, Verfahren und Maßstäbe, nach denen jeweils Richtigkeit bestimmt wird, wie auch durch die Unterschiedlichkeit der Bereiche, in denen es anzutreffen ist –, dass es sich nicht in einem System vereinheitlichen lässt. Um die Vielfalt der Wissensarten adäquat beschreiben zu können, wird jede in einem eigenen System erfasst. Es kommt zu einer Pluralisierung der Systeme.

Da Nelson Goodman als einer der wenigen die Begründung des Pluralismus technisch ausformuliert hat, sollen seine Überlegungen als Leitfaden dienen. Gegeben ist eine Vielzahl richtiger Wissenssysteme; bereits im Vorfeld ausgeschaltet wurden falsche oder unsinnige Anwärter. Die Frage, was als richtiges System gelten kann, ist wichtig, um den Vorwurf des Relativismus zu entkräften. Um ein »anything goes« zu vermeiden, muss jeder pluralistische Ansatz die falschen oder unsinnigen Systeme von den richtigen trennen können. Die Gefahr der Beliebigkeit, die zu einem Verlust des eigenen Begründungsanspruches führt, löst Goodman durch eine Aufwertung »interner« Kriterien der Richtigkeit (Goodman 1978: 146 ff.; 1988: 28 ff., 205 ff.). Aber für den eigentlichen Nachweis der Vielfalt braucht dieser Schritt nicht weiter zu interessieren und wird als erfolgreich vorausgesetzt.

Nichts zwingt uns bislang dazu, die Vielzahl der Systeme anzuerkennen. Warum sollte diese Ansammlung sich nicht doch zu einem umfassenden System zusammenführen lassen? Für Goodman wird daher zur entscheidenden Frage, ob sich die vielen richtigen Einzelsysteme zu einem gemeinsamen Metasystem vereinigen lassen. Der Pluralismus gilt für ihn dann als bestätigt, wenn die Zusammenführung misslingt und die Systeme sich als unvereinbar herausstellen. In seinem Spätwerk *Weisen der Welterzeugung* von 1978 zeigt er, dass alle infrage kommenden Verfahren in dieser Hinsicht versagen. So gelingt die wechselseitige Übersetzung nur in Ausnahmefällen, wenn Systeme auf nahezu gleiche Ausdrücke zurückgreifen. Ähnliches gilt für die Möglichkeit der Konjunktion, die allenfalls im engen Bereich sprachlicher Systeme angewendet werden kann. Schließlich bieten auch reduktive Verfahren keinen Ausweg; die jeweiligen Eigenheiten der Systeme gehen auf diese Weise

verloren. Würden wir also von allen Merkmalen abstrahieren, die die Eigenart eines jeden Systems ausmachen, bliebe nichts mehr übrig, »die Zwiebel wird geschält bis auf den leeren Kern« (Goodman 1978: 144). Goodman resümiert: »Wie Heraklit oder Hegel gesagt haben könnten, scheinen Welten um ihrer Existenz willen vom Widerstreit abhängig zu sein« (Goodman 1978: 145).⁵

Widerstreit, Widerspruch, Inkommensurabilität – die gleiche Diagnose wird in der Diskussion in unterschiedliche Worte gefasst.⁶ Doch die Kernaussage bleibt dieselbe: Der Pluralismus ist begründet in der Unvereinbarkeit der verschiedenen Systeme. So wird die Unvereinbarkeit der Wissensarten zur entscheidenden Voraussetzung des Pluralismus; sie bildet das theoretische Fundament. Durch unüberwindliche Differenz ermöglichen sich die Systeme gegenseitig: weil sie sich nicht vereinheitlichen lassen – und dennoch jeweils richtig sind –, muss es mehrere geben. Es entstehen in sich geschlossene und unabhängig voneinander existierende Systeme, Welten oder Wissenskulturen. Im Kern des Pluralismus, in seinem Herzstück liegt also Unvereinbarkeit. Die verschiedenen Wissenssysteme lassen sich nicht zusammenführen; sie können nur nebeneinander, nicht miteinander bestehen.

Wenn aber Konflikte, Differenz, Abgrenzung und Unvereinbarkeiten zur Voraussetzung der Vielfalt werden, wundert es nicht, wenn auch die Folgerungen von diesen Eigenschaften bestimmt sind. Als forschungsleitend für pluralistische Ansätze gelten die Besonderheiten der einzelnen Wissenssysteme; oft wird auf einen Vergleich zurückgegriffen, um die jeweiligen Eigenheiten herauszuarbeiten. Beispielsweise ist ein zentrales Anliegen von Goodman & Elgin, Parallelen und Unterschiede zwischen künstlerischem und wissenschaftlichem Wissen deutlich zu machen, Knorr-Cetina sucht nach Gemeinsamkeiten und Differenzen in verschiedenen Wissenskulturen.⁷ Im besten Falle werden so die Wechselwirkungen zwischen den Wissenssystemen aus den Augen verloren. Doch meist führt ein konsequent weitergesponnener Pluralismus in Bezug auf die Wechselverhältnisse zu fragwürdigen Folgerungen.

5 Deutlich wird, dass es kein einheitliches, a priori gültiges Verfahren gibt, um diesen Nachweis zu führen. Es bleibt letztlich ein Einzelnachweis.

6 Vgl. Kuhn (1962): notwendige und unversöhnbare Gegensätze (115), Inkommensurabilität (159 ff., 209 ff.); Feyerabend (1975): ein Meer miteinander unverträglicher Alternativen (34), Unvergleichbarkeit (172), Widerstände, Inkommensurabilität (297); Goodman (1978): Konflikt, Widerspruch, Widerstreit (135); Baghramian et al. (2000) sprechen von vielfältigen und inkompatiblen Begriffsrahmen (1).

7 Auf eine systematische Grundlage wird der Vergleich in *Sprachen der Kunst* (1968) von Goodman gestellt, weiterführend diskutiert in Goodman (1978), Goodman & Elgin (1988). Vgl. Knorr-Cetina (1999).

So lässt sich mit pluralistischen Ansätzen wunderbar verdeutlichen, dass es in der Vielfalt der Völker unzählige Wissenskulturen gibt, die ihren je eigenen Gesetzmäßigkeiten und Wahrheiten folgen. Doch gemäß den Voraussetzungen des Pluralismus sind diese Kulturen untereinander inkommensurabel. Sie befinden sich in Parallelwelten, füreinander unzugänglich, unverständlich, undurchdringbar; Austausch, wechselseitige Veränderung und Beeinflussung werden auf dieser Basis nicht mehr explizierbar.

Sehr ähnlich stellt sich die Situation dar, betrachtet man die einzelnen Disziplinen. Mit Hilfe des Pluralismus lässt sich erklären, wie jede Disziplin über fächerspezifische Besonderheiten verfügt, ihre eigenen Methoden, Verfahren und Sprachen benutzt. Konsequenterweise müssen auch hier Parallelwelten angenommen werden, die durch unüberwindliche Hürden voneinander getrennt sind, der gemeinsame Nenner ist nicht vorhanden. Nicht mehr nachvollziehbar wird auf dieser Basis, wie überhaupt interdisziplinäres Zusammenarbeiten funktionieren kann und sich hieraus innovative und wechselseitig befruchtende Problemlösungen entwickeln lassen.

Schwierigkeiten ergeben sich auch auf der Ebene der Person. Die Einsicht in die verschiedenen Wissensarten ist unbestritten wertvoll. Auf ihrer Basis lassen sich etwa die Wissensarten der Physik, der Musik und des Alltags miteinander vergleichen. Doch merkwürdige Befunde ergeben sich, wird die Analyse auf den Einzelfall übertragen. Beschäftigt sich jemand nacheinander mit Architektur, Mathematik und der Essenszubereitung – befindet er sich dann auch in lauter verschiedenen Welten? Sind wir nicht sehr wohl in der Lage, die einzelnen Bereiche miteinander zu verknüpfen? Ein Ding der Unmöglichkeit, wären die Systeme wirklich miteinander unvereinbar.

Der Pluralismus feiert in seiner Erklärungskraft große Erfolge, doch bei der Frage nach den Wissensverhältnissen scheint die pluralistische Argumentation in eine Sackgasse zu laufen. Ganz abgesehen von den Schwierigkeiten, Unvereinbarkeit zu explizieren,⁸ zeigt das Ergebnis,

⁸ Beispielsweise wird der systematisch entscheidende Begriff der Inkommensurabilität bei Kuhn immer wieder als unverständlich kritisiert (vgl. Shapere 1998: 733 f.). Auch Goodman hat große Schwierigkeiten, eine dem logischen Widerspruch äquivalente Form für nicht-sprachliche Zeichensysteme zu finden – die Umsetzung bleibt ein unerfüllter Wunsch: »Bei sprachlichen Systemen ist es sinnvoll, von Konflikten und Widersprüchen zu sprechen. Wo aber liegt ein Widerspruch zwischen einer Landschaft Canalettos und einer Landschaft von van Gogh? Mir scheint, wir müssen einen erweiterten Begriff des Widerspruchs entwickeln, der einerseits mit dem – auf die Sprache bezogenen – Begriff der Negation verträglich ist, andererseits aber ein breiteres Spektrum von Fällen umfassen kann.« Goodman im Gespräch, abgedruckt in: Ernst et al. 2005: 267.

dass sich eine Untersuchung der Wechselverhältnisse von hier aus nicht mehr weiterführen lässt. Der erkenntnistheoretische Pluralismus kann aus seiner theoretischen Konzeption heraus diese Fragen grundsätzlich nicht beantworten. Zwar hat uns der Pluralismus die Augen für die Vielschichtigkeit des Wissens geöffnet. Aber um die Vielfalt anzuerkennen und theoretisch zu fundieren, müssen die Unterschiede stark gemacht werden. Der Preis, den die Pluralisten dafür zu zahlen haben, ist hoch. Die Konsequenz ist eine Überbetonung der Differenzen zwischen den verschiedenen Wissensarten – Zusammenhänge, stimulierende Wechselwirkungen oder Abhängigkeiten können auf diese Weise nicht erfasst werden.⁹

Weder der universalistische Ansatz, der alles Wissen in ein System zusammenfassen möchte, noch der Pluralismus sind daher in der Lage, die Verhältnisse zwischen Wissensarten zu erschließen. Wird von einem Einheitssystem ausgegangen, können zwar Teilbereiche des Wissens untersucht werden, aber keine Wissensarten. Bedingt durch den vereinheitlichenden Ansatz sind alle Teilbereiche letztlich ineinander übersetzbar und aufeinander rückführbar. Der Pluralismus hingegen ist zwar in der Lage, stark divergierende Wissenssysteme zu analysieren und auf ihre Eigenheiten hin zu prüfen, durch die systematisch zugrunde liegende Unvereinbarkeit bleibt es allerdings unmöglich, ihre Wechselwirkungen zu erfassen. Wie lässt sich also etwas zugänglich machen, was so offensichtlich eine Untersuchung einfordert – das sich aber nach derzeitigem Stand erkenntnistheoretisch unzugänglich darstellt?

Wissen als sprachliche Systeme

Die Lage ist verzwickelt: Widersprüche und Unvereinbarkeiten zwischen den Systemen verhindern eine grundlegende Untersuchung der Wissensverhältnisse, doch ermöglichen sie andererseits erst die theoretische Fundierung des Pluralismus. Ohne Widerspruch der Systeme kein Pluralismus – und mit Widersprüchen keine Wissensverhältnisse. Eine aussichtslose Lage? Die Wurzeln des Problems liegen tiefer. Im Folgenden soll nun gezeigt werden, dass der Kern des Problems in einer bestimmten Wissensvorstellung steckt, die seit der sprachphilosophischen Wende zu Beginn des 20. Jahrhunderts Ausgangspunkt großer Teile der Erkenntnistheorie geworden ist. Wissen wird hier als sprachliches

⁹ In gewisser Weise bringt sich der Pluralismus mit diesen offenen Fragen um sein stärkstes Argument. Er könnte nämlich nicht nur eine Vielfalt fordern, sondern auch deutlich machen, wozu Vielfalt im positiven Sinne führen kann. Dies ist allerdings nur beantwortbar, wenn die Wechselverhältnisse zwischen den Wissenssystemen zugänglich werden.

System erfasst, das – wie sich noch zeigen wird – Träger voraussetzungsreicher Eigenschaften ist.

Ihre charakteristische Ausformung erhält die Konzeption in den Anfängen der Sprachphilosophie, weshalb sie im Folgenden kurz verdeutlicht werden soll. Die Logischen Empiristen, die den Grundstock der analytischen Philosophie legen, erfassen Wissen als sprachliche Rekonstruktion. Systematisch soll in sprachlicher Form dargestellt werden, was zum Wissen zählt; auszusortieren ist alles, was als unsinnig und sinnlos betrachtet wird. Besonders prägnant ist dieses Anliegen im *Aufbau* von Rudolf Carnap ablesbar. Er spricht von »Klärung« und »Säuberung« (Carnap 1928: XIII), es gilt, »die ganze Metaphysik aus der Philosophie zu verbannen«, ebenso »Gefühl, Trieb, Anlage, Lebensumstände« oder »Intuition« (Carnap 1928: xV) aus der Erkenntnistheorie herauszuhalten. Ziel ist die rationale »Nachkonstruktion von Begriffen aller Erkenntnisgebiete auf der Grundlage von Begriffen, die sich auf das unmittelbar Gegebene beziehen« (Carnap 1928: xvii). Auf diese Weise soll ein Gebäude von Aussagen errichtet werden, das sich durch Klarheit und Eindeutigkeit auszeichnet. Alles, was als Wissen gilt, hat hierin Platz – was sich jedoch nicht als solches ausweisen kann, scheitert an den strengen Zulassungsbedingungen.

Was als Wissen gilt, hängt damit wesentlich von den Auswahlkriterien ab. Sie entscheiden darüber, welche Elemente Eingang in das System finden und welche nicht. Im strengen Sinne zugelassen sind nur empirische Aussagen als Baumaterial und die Mittel der Logik als Konstruktionshilfe. Jede Aussage muss empirisch rückführbar sein, an der »Welt« prüfbar. Allerdings ist es nicht ganz einfach zu sagen, was als Überprüfung infrage kommt – entsprechend viel ist darüber gestritten worden.¹⁰ Sie sollte öffentlich zugänglich sein und einem gemeinsam geteilten Gebrauch entspringen. Die auf diese Weise bewährten Aussagen galt es, in einen strukturellen Zusammenhang zu führen; die Logik lieferte dafür ergänzende, interne Kriterien wie Kohärenz und Konsistenz.

In vielerlei Hinsicht ist diese Vorgehensweise in der Folgezeit kritisiert worden. Nicht nur die Auswahlkriterien waren ein strittiger Punkt. Es zeigte sich auch, dass sich Wissen nicht allein auf empirische Aussagen reduzieren lässt. Hinzu kommen theoretische Elemente, Einsichten in die holistische Struktur von Wissen, der Einfluss von Kultur und Zeit, die Rolle der Praxis und vieles mehr. Doch während Analytische

¹⁰ Während Carnap im *Aufbau* noch mit einer eigenpsychischen Basis arbeitet, wird er sie in der Folgezeit zugunsten eines Physikalismus aufgeben (Mormann 2000: 106 ff.). In diesem Zusammenhang muss auch die Basisatz-Debatte im Umkreis der Logischen Empiristen gesehen werden, die nach Verifikationskriterien für empirische Sätze sucht (vgl. Poser 2001: 73 ff.).

Philosophie und Wissenschaftstheorie das einseitige Bild der Logischen Empiristen Schritt für Schritt revidieren, bleiben sie doch einem Grundmotiv treu: der Darstellung von Wissen als sprachlichem System.

Damit ist der Weg geebnet für eine enge Verknüpfung von Wissen und Sprache; sprachphilosophische Überlegungen erhalten eine große Relevanz für erkenntnistheoretische Betrachtungen – wie auch umgekehrt. Ihre Rechtfertigung erhält die Vorgehensweise durch die wechselseitige Abhängigkeit: Wissen manifestiert sich in Sprache und wird zugleich durch Sprache manifestiert. Einerseits lässt sich Sprache als »in all ihren Begriffen längst schon geronnenes und über Lebensalter bewährtes Wissen« (Poser in diesem Band: S. 47 f.) charakterisieren. Damit werden alle Fragen des Zugangs zur Sprache oder des Erwerbs von Sprache zu Fragen, die auch die Wissensproblematik betreffen, und die Ergebnisse der Sprachphilosophie können zugleich als Erkenntnistheorie behandelt werden. Andererseits ist Sprache das wesentliche Mittel der Verbreitung, Überlieferung und Systematisierung von Wissen. Eine Sonderrolle haben hier Schriftsysteme, die durch die ihnen eigenen Methoden, Regeln und Gesetzmäßigkeiten Auswirkungen in der Darstellbarkeit mit sich bringen.

Da diese Einsichten nicht nur für die Alltagssprache gelten, sondern auch für die zahlreichen Fachsprachen der Disziplinen, Lebensbereiche und Kulturkreise ist der Schritt zu einer pluralistischen Position nicht mehr weit. Die verschiedenen Sprachsysteme werden als Wissenssysteme gedeutet, der Sprachbegriff wird auf Zeichensysteme ausgedehnt. Ein anschauliches Beispiel ist wiederum ein Werk von Goodman, das die Sprachenvielfalt bereits im Titel trägt: in *Sprachen der Kunst* weitet er systematisch die Erkenntnisse der Sprachphilosophie auf nicht-sprachliche Zeichensysteme aus (Goodman 1968).¹¹ Die strenge Wissenschaftsorientierung löst sich, selbst Zeichensysteme im außerwissenschaftlichen Bereich finden eine theoretische Aufarbeitung. Doch auch wenn sich im Laufe der Zeit das Programm erweitert und stark verfeinert, bleibt der erkenntnistheoretische Pluralismus in einem wesentlichen Aspekt dem Ansatz der Logischen Empiristen verhaftet. Aus dem einen Sprachsystem werden vielfältige Zeichensysteme, doch der grundsätzliche Systemgedanke bleibt erhalten. In dieser Hinsicht gleichen die späteren Verfechter der Vielfalt den kritisierten Anhängern eines Einheitssystems.¹²

11 Goodmans Werk stellt nicht nur eine Weiterentwicklung der Ideen aus Carnaps *Aufbau* dar, sondern ist auch in enger Auseinandersetzung mit diesen entstanden. Der daraus entwickelte konstruktionalistische und pluralistische Systembegriff zieht sich durch alle größeren Schriften von den Anfängen bis zur Spätphase (vgl. Hellman 1977; Scholz 2005).

12 Zu einem sehr ähnlichen Ergebnis kommt Toulmin in seiner *Kritik der*

Daher ist es an der Zeit, die Systemvorstellung einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Welche Eigenschaften prägen das Bild von Wissen als Sprachsystem? Erkenntnistheoretisch legt das System eine bestimmte Perspektive nahe. Alles, was Eingang in das System gefunden hat, darf als objektiv gelten. Die strengen Aufnahmekriterien in das System gewährleisten Allgemeingültigkeit, die Strukturen und Elemente gelten als intersubjektiv. Das Sprachmodell unterstreicht diesen Zugang. Mit Aussagen, Begriffen und Zeichen greift es auf einen gemeinsam geteilten und öffentlich zugänglichen Gebrauch zurück. Ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken Strukturen, die Allgemeinheit und Objektivität versprechen. Auf diese Weise werden die Ansprüche an den Wissensbegriff in die Sprache hineingetragen, wie umgekehrt das Sprachbild die Wissensvorstellung prägt.

Nicht berücksichtigt werden muss auf diese Weise, was situations- und personengebunden ist, was abhängig von einem bestimmten Ort oder einer bestimmten Zeit ist. Die subjektiven und individuellen Aspekte sind bestenfalls als Vorstufen zu betrachten, als Färbungen und Beiwerk. Die Zugangsverfahren ermöglichen eine »Reinigung«. Diese Klärung, die einem Objektivierungsprozess gleicht, kann bei der Systembetrachtung vorausgesetzt werden. Das Wesentliche in Form gemeinsam geteilter Strukturen ist hier bereits herausgearbeitet. Das daraus resultierende System ist »geschlossen« im Sinne stabiler und klar zu ziehender Grenzen. Sie ermöglichen es, eindeutig zu trennen in erkenntnistheoretisch relevant und irrelevant, zwischen allgemeingültig-objektiv und subjektiv.

Die Konzeption beruht auf einem Bild von Sprache, das auf das vermeintlich Wesentliche konzentriert wurde – entwickelt entlang dem Ideal einer Schriftsprache.¹³ Doch das ist eine verkürzte und ausschnittthafte Sicht. Sie ist scheinbar losgelöst von der lebendigen, gesprochenen, von der in Leben und Gebrauch verankerten Sprache. Das Ergebnis ist ein hochschematisiertes Modell, das auf einer stark abstrahierten Stufe

kollektiven Vernunft bereits 1972, als er den Ansatz Freges mit dem Collingwoods vergleicht. Doch geht es ihm vor allem um die Dynamik der Wissenschaften, die er durch den »Kult der Systematik« in beiden Ansätzen verhindert sieht. In dieser Hinsicht stellt Goodman im Anschluss an Kuhn eine wichtige Weiterentwicklung dar: Die Systeme sind dynamisch geworden (vgl. Ammon 2005a; b) – der grundsätzliche Systemgedanke bleibt allerdings auch hier erhalten.

¹³ Präziser noch sollte hier von einem Logizismus (vgl. Stekeler-Weithofer 2004: 25 f.) gesprochen werden, eine an der Logik orientierte Schriftlichkeit, was eine noch stärkere Eingrenzung auf bestimmte Bestandteile und Verfahren bedeutet. Bis heute wird in der Sprachphilosophie keine saubere Trennung in schriftliche und mündliche Formen vorgenommen, was im günstigsten Fall zu Unklarheiten führt.

angesiedelt ist. Die ihr zugrunde liegenden Zeichen sind klar artikuliert, ihre Funktionen auf bestimmte Aspekte reduziert. Wie jedes Modell ist es zu Verallgemeinerungen und Vereinfachungen gezwungen, manche Aspekte werden betont, um Zusammenhänge deutlicher zu machen, andere Aspekte werden übergangen, da sie für die Fragestellung irrelevant sind.

Die angesprochenen Reduktionen sind unproblematisch, solange offengelegt wird, dass es sich um methodische Vereinfachungen zu einem bestimmten Zweck handelt. Probleme treten erst auf, wenn die Vereinfachungen als Ausgangslage für neue Überlegungen genommen werden, und die ursprünglichen Reduktionen in Vergessenheit geraten. Dann kann es zu verfälschten Ergebnissen kommen, die irreführende Schlussfolgerungen nahelegen. Und genau hierin sind die Ursachen zu sehen, warum es für den Pluralismus so schwierig ist, die Frage der Wissensverhältnisse zu klären. Will man diese weiterführenden Fragen in Angriff nehmen, muss das »Ganze« berücksichtigt werden.

Wissenspraxen der Lebenswelt

Um zu verstehen, was das »Ganze« heißt, und inwiefern diese Betrachtung aus dem Dilemma des Pluralismus hilft, verrät beispielhaft der Blick auf den Zusammenhang von Lebenswelt und Wissen.¹⁴ Wer Wissen in der vorgestellten Weise als sprachliches System charakterisiert, greift auf eine stark verkürzte Darstellung zurück. Insbesondere die Logischen Empiristen entwickeln die Sprachvorstellung entlang eines Idealbildes. Doch das Bild führt in die Irre: Die Funktion von Sätzen und anderen Zeichen wird scheinbar losgelöst von ihren Verwendungen untersucht. Es ist aber gerade die Rückbindung an die Lebenswelt, die sich als eine notwendige Bedingung von Sprache und Wissen herausstellt. Weil diese Einsicht zwar nicht neu, aber zentral für das Problem des Wissenspluralismus ist, sollen kurz die wesentlichen Elemente am Beispiel eines der Ahnherren dieser Diskussion dargestellt werden.

Wittgensteins Spätphilosophie eignet sich in besonderem Maße für diese Frage, da er dort in einer Selbstkritik den Finger auf die Schwachstellen des Logischen Empirismus legt und Impulse für eine Weiterent-

¹⁴ Der Begriff Lebenswelt kam zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf und fand philosophiegeschichtlich seine prägende Ausformulierung bei Husserl und Wittgenstein. Hier soll allerdings weniger auf einen bestimmten Ansatz verwiesen, sondern mit Lebenswelt allein auf das unmittelbare und alltägliche Leben und Erleben Bezug genommen werden. Eine weitere Differenzierung, die beispielsweise auf Werte, Gefühle, Stimmungen eingeht, bleibt zum jetzigen Zeitpunkt offen.

wicklung gibt. Kernstück seiner Argumentation ist eine Bedeutungsanalyse, die aufweist, wie sehr das reduzierte Sprachbild der Logischen Empiristen zu Missverständnissen führen kann. Demgegenüber macht Wittgenstein deutlich, dass Sprache immer im Zusammenhang betrachtet werden muss. Sprache ist eingebettet in Tätigkeiten und Handlungen, sie lässt sich aus dieser engen Verzahnung nicht folgenlos herauslösen und separieren. Doch zeigen sich im Verhältnis von Sprache und Handlung nicht zwei verschiedene Sphären, die miteinander gekoppelt werden, sondern Sprache ist bereits Handlung. So betont Wittgenstein, »daß das Sprechen der Sprache ein Teil ist einer Tätigkeit, oder einer Lebensform« (Wittgenstein 1953: § 23). Sprache ist untrennbar mit Tätigkeiten verwoben, erst beides zusammen bildet das »Ganze« (Wittgenstein 1953: § 3). In das Zentrum der Betrachtung rückt somit die »Praxis des Gebrauchs der Sprache« (Wittgenstein 1953: § 7). Sprache ist untrennbar mit dem Leben verbunden, sie ist Lebenswelt, ist Praxis, Anwendung, Vollzug.

Was Wittgenstein auf der Ebene der Sprache erörtert, gilt durch den engen Zusammenhang von Sprache und Wissen auch für die Erkenntnisprozesse. Das heißt, dass auch Wissen untrennbar mit der Lebenswelt verwoben ist. Jedes Wissenssystem ist immer schon eingebettet in Handlungsvollzüge, in Wissenspraxen. Erst in diesem Gesamtzusammenhang ist das System »vollständig«, jede um diese Bezüge gekappte Betrachtung ist eine Vereinfachung. Durch den Gebrauch, die Anwendung, durch Praktiken und Handlungen erhält das Gefüge seine Bedeutung und seinen Zusammenhalt.

Oft wird die lebensweltliche Einbindung bei Wittgenstein interpretiert im Sinne kulturell geteilter Praktiken – und ergänzende Ausführungen von ihm legen diese Interpretation auch nahe. Aussagen wie »eine Sprache vorstellen heißt, sich eine Lebensform vorstellen« (Wittgenstein 1953: § 19) deuten darauf hin, dass jede Sprache untrennbar mit bestimmten Lebensformen verknüpft ist, zu jedem Sprach- oder Wissenssystem eine Lebenswelt gehört. Lebenswelt ist in dieser Lesart von spezifischen Praktiken geprägt, bei denen sich die sprachlichen Kommunikationsformen auf der Ebene der Handlungen fortsetzen: Ein Umstand, der deutlich wird, wenn man etwa die Vorgänge des Grüßens, Bittens oder Dankens, das Herstellen eines Gegenstandes nach einer Beschreibung oder das Berichten eines Vorganges betrachtet (Wittgenstein 1953: § 23). Auf der Ebene der Anwendungen und Handlungen wird betont, was bereits für die Sprache im engeren Sinn gilt: Auch die praktische Ebene ist durchdrungen von intersubjektiv geteilten Kommunikationsformen. Die Praktiken der einen Lebenswelt unterscheiden sich von den Praktiken der anderen, die Widersprüche und Unvereinbarkeiten zwischen den Wissenssystemen setzen sich auf der Handlungsebene fort.

Doch diese Auslegung führt auf eine falsche Spur. Die soeben geschilderte Sichtweise mag da zutreffen, wo Handlungen stark kulturell beeinflusst und schematisiert sind. Dennoch läuft die sicherlich richtige Einsicht Gefahr, einem Trugbild aufzusitzen, wird sie auf den gesamten Bereich der Handlungen und Praxen übertragen. Der Begriff Lebenswelt suggeriert, dass sich die Abgeschlossenheit und Einheitlichkeit der Systeme auf der Ebene der Anwendungen fortsetzt. Aber weder das eine noch das andere ist richtig, und hier liegt der eigentliche Ursprung des Problems.

Nicht der gesamte Bereich der Praxen ist in der gleichen Weise schematisiert und »gemeinsam geteilt«, wie es etwa für elaborierte Zeichensysteme der Fall sein kann. Grundsätzlich gilt: Nicht jede Anwendung, nicht jede Praxis ist bis in das kleinste Detail mit intersubjektiv geteilten Regeln festgelegt. Darüber hinaus gibt es Bereiche innerhalb der Praxen und Handlungen, die bereits von vornherein sehr viel weniger stark von Regeln der Anwendung und Interpretation geprägt sind als andere. Hier gibt es Unwägbarkeiten und Offenheit – oder, um es mit einem anderen Motiv von Wittgenstein auszudrücken, »Unschärfe«.¹⁵

Die Bereiche der Unschärfe ermöglichen etwas Entscheidendes: Sie eröffnen Spielräume und Gestaltungsräume und schaffen somit die Voraussetzung für Entwicklung und Veränderungen. Es entstehen individuelle Aushandlungssituationen, in denen Teilaspekte im Anwendungsprozess neu entworfen werden. Auf diese Weise halten mit dem Einzug von Lebenswelt, von Handlungen und Praxen letztlich auch subjektive Elemente Eingang in das »Ganze« der Wissenssysteme. Praxisbezug, Anwendung und Gebrauch als Lebenswelt sind immer situationsgebunden und damit in einem gewissen Sinne subjektiv-relativ. Dies ist der erste entscheidende Schritt: Rückbindung an die Lebenswelt ist gleichbedeutend mit einer Einbindung individueller Freiräume.

Jedoch scheint der lebensweltliche Zusammenhang im Gegensatz zum objektiven Anspruch von Wissen zu stehen. Die Subjektabhängigkeit lebensweltlicher Komponenten stellt erkenntnistheoretisch gesehen ein schwieriges Problem dar. Wie kommt man von subjektiven Momenten zu intersubjektiver Verbindlichkeit, zu objektiven Wissensansprüchen? Wittgenstein vermag mit seinem Lösungsansatz in dieser Hinsicht nicht zu überzeugen. Im Privatsprachenargument zeigt er, dass ein Subjekt für sich kein Verständigungssystem aufbauen kann, und folglich auch kein Wissenssystem. Bedingung hierfür sind immer Interaktionsverhältnisse mit anderen Subjekten und der Welt. Um gemeinsam geteilte Strukturen voraussetzen zu können, wird für ihn das Lernen – als Erwerbssituation

15 Im Folgenden wird der Begriff der Unschärfe allerdings nicht im Sinne Wittgensteins gebraucht, der ihn in Bezug auf die Bedeutungsfrage einführt (1953: § 71, 76, 77, 99).

der Sprache und als Schnittstelle zwischen Sprache und Welt – zu einer Schlüsselszene. Die Lernenden werden »abgerichtet« (Wittgenstein 1953: § 5), in die Sprache initialisiert, von jenen, die diese Strukturen schon verinnerlicht haben. Damit kann Wittgenstein ein intersubjektiv legitimates und letztlich objektives System erzwingen: Obwohl er vermeintlich von der individuellen Zugangssituation ausgeht, sichern »ritualisierte« Aufnahmeverfahren, dass alle Sprachteilnehmer auf das gleiche System zurückgreifen. Dadurch ist gewährleistet, dass für weiterführende, erkenntnistheoretische Fragestellungen nicht auf subjektive Prozesse zurückgegriffen werden muss. Vielmehr reicht es aus, auf einer allgemeinen Ebene die Systemkomponenten zu untersuchen. Subjektives, »Psychologisches«, Geneseprozesse – der Schreckgespenster der Erkenntnistheorie kann man sich auf diese Weise entledigen.

Was als raffinierter Zug begann, um die Schwierigkeiten der Subjekt- und Transzendentalphilosophien zu beseitigen, wird nun zum Bumerang. Die wertvollen Einsichten in die enge Verzahnung von Wissen und Lebenswelt können auf diese Weise nicht vollständig fruchtbar gemacht werden. Auch der späte Wittgenstein, als einflussreicher Kritiker der Logischen Empiristen, bleibt der strengen Systemperspektive treu – und in seiner Nachfolge große Teile der Sprachphilosophie einschließlich der eingangs dargestellten pluralistischen Positionen. Erkenntnistheoretische Fragestellungen werden ausgehend von einem auf Allgemeingültigkeit und Objektivität getrimmten System entwickelt. Doch diese Perspektive schließt von vornherein einige Aspekte von der erkenntnistheoretischen Betrachtung aus. Das heißt, die zugrunde gelegte Lesart diktiert all jene Bereiche der Lebenswelt als erkenntnistheoretisch relevant, die einem gemeinsam geteilten Gebrauch unterworfen sind. Damit beschränkt sich die Betrachtung auf einen bestimmten Ausschnitt der Lebenswelt, den Praktiken im engeren Sinn. Die subjekt- und situationsabhängigen Bereiche können nicht erschlossen werden. Doch gerade diese hatten sich, wie soeben gezeigt, als notwendig herausgestellt.

Ein Ausweg aus diesem Dilemma bietet sich erst, wenn nicht nur der Fokus auf die Lebenswelt gelegt, sondern mit ihm auch der Blickwinkel der Betrachtung geändert wird. Im Zentrum darf nicht ein abstrahiertes System stehen, sondern die lebensweltlichen Zusammenhänge mit ihren individuellen Unterschieden.¹⁶ Ausschlaggebend sind also nicht nur die lebensweltlichen Rückbindungen, sondern auch – und das ist der zweite entscheidende Schritt – der Wechsel der Perspektive. Die Betrachtungsweise geht nun von den konkreten Lebenspraxen aus, von den Vollzugsprozessen der »Subjekte«. In den Fokus gerückt sind die individuellen Wechselverhältnisse zwischen den Individuen und ihrer Umwelt.

¹⁶ Vgl. zum Gegensatz von Systemdenken und Individuen Plümacher (2004: 95 f.).

Doch der Ausgangspunkt bei individuellen Prozessen ist nicht gleichzusetzen mit einem Subjektivismus. Die entscheidende Frage wird nun, wie von hier aus Intersubjektivität zu konstruieren ist. Wie also sehen die Interaktionen aus, wie kommt man zu gemeinsam geteilten Strukturen? In welchem Maß müssen sie überhaupt gemeinsam geteilt sein, wie viel individuelle Varianz ist möglich? Im Zusammenhang mit den Praxen wurde deutlich, dass individuelle Unschärfen in der Interaktion nicht nur auftreten, sondern notwendig sind, um Spielräume und damit Entwicklungsmöglichkeiten zu gewährleisten. Gleichzeitig wirken intersubjektiv geteilte Strukturen zurück auf diese offenen Räume. Es entsteht ein komplexes Wechselspiel, das sich zwischen festgelegten Randbedingungen und individuellen Varianzen ausbildet.

Die strenge Schere zwischen rein subjektiven Bezügen und objektivem System erweist sich als irreführende Idealisierung. Vielmehr entfalten sich graduelle Übergänge, die ausschließende Entgegensetzung wird hinfällig. Das Allgemeine ist immer schon in subjektiven Prozessen, das Subjektive immer schon in objektiven. Ins Zentrum der Betrachtung wandern die Verhandlungssituationen, die Aushandlungsprozesse im aktiven Tun, im Machen. Es bilden sich Netzwerke und Verflechtungen, Schnittstellen und Wechselverhältnisse, ein dynamischer Kontext sozialer Interaktionen. Von hier aus ist zu entwickeln, wie es zur Sozialisierung kommt, zu überindividuellen Systemen, gemeinsam geteilten Praktiken, zu allgemeingültigen Wissensbeständen – ohne jedoch in einen überhöhten Objektivismus zurückzufallen.

Wissensarten und Wissensverhältnisse

Zwei Dinge wurden im letzten Abschnitt deutlich. Zum einen, dass die lebensweltliche Einbindung eine Subjektivierung der Erkenntnisprozesse nach sich zieht. Zum anderen, dass diese Einsicht erst fruchtbar gemacht werden kann, wenn sich auch die erkenntnistheoretische Perspektive verschiebt: weg von der auf objektive Strukturen konzentrierten Systembetrachtung, hin zu individuellen Abläufen. Abschließend soll nun gefragt werden, wie sich unter diesen veränderten Bedingungen das eingangs aufgezeigte Problem des Pluralismus lösen lässt, um dadurch eine Untersuchung der Wissensverhältnisse zu ermöglichen.

Zur Erinnerung: Der erkenntnistheoretische Pluralismus hatte sein Fundament auf Widersprüchen und Unverträglichkeiten zwischen den verschiedenen Wissenssystemen gegründet. Die Differenzen und Konflikte erzwingen einerseits den Pluralismus, vereiteln aber gleichzeitig eine Untersuchung der Wissensverhältnisse – als Beziehungen und Wechselwirkungen zwischen Systemen. Doch mit dem Einblick in lebensweltliche Zusammenhänge zeigte sich, wie sehr die strenge Sys-

temvorstellung in die Irre führt. Durch die Orientierung auf scheinbar objektive und allgemeine Komponenten findet eine Idealisierung und Reduktion statt. Die zugrundeliegenden Abstraktionsprozesse destillieren das vermeintlich Wesentliche und holen dadurch erst die Unverträglichkeiten in ihrer Schärfe heraus.

In gewisser Weise bedingt diese Herangehensweise von vornherein das Ergebnis. Individuelle Komponenten werden ausgeschlossen, sie finden grundsätzlich keinen Zugang in das System. Die Konsequenz ist ein ausschnittthafter Blick auf das Phänomen Sprache, die Zeichen sind in Hinblick auf ausgewählte Funktionen vereinfacht und auf bestimmte Dimensionen reduziert. Nicht ausreichend berücksichtigt werden Sprachpraxis und Mechanismen des Vollzugs, die Lebenswelt und Wissen untrennbar miteinander verweben. Die Zeichen als Bausteine des Systems erscheinen aus ihren komplexen Verflechtungen herausgerissen. Es entsteht eine Reduzierung und Überhöhung, die alle Gegensätze überzeichnet. Klare und eindeutige Grenzziehungen wirken naheliegend, so dass es auf dieser hochschematisierten und idealisierten Sprachebene zu scheinbar unüberwindbaren Widersprüchen kommt: Ein Ergebnis, das nun nicht mehr überrascht und das dem beschränkten Zugang geschuldet ist.

Wird jedoch die Frage nach den Wissensverhältnissen aus veränderter Perspektive aufgerollt, wendet sich das Blatt: Wird das Vergrößerungsglas auf die lebensweltlichen Zusammenhänge gerichtet, zeigt sich – statt festgezogener Grenzen – Unschärfe. Eine Unschärfe, die in individuellen Spielräumen begründet liegt und die mit ihren dynamischen Aushandlungsprozessen Veränderungen in Gang setzen kann. Auf dieser unmittelbaren Ebene lassen sich die wechselseitigen Einflussnahmen erkenntnistheoretisch zugänglich machen und vermeintliche Unvereinbarkeiten lassen sich durchbrechen. Werden die Systeme nicht in der abstrahierten Form, sondern in der Nahaufnahme betrachtet, löst sich mit den strengen Grenzziehungen auch das Pluralismusproblem. Denn die dramatischen Gegensätze treten nur zu Tage, wenn hochartikulierte Systeme, bildlich gesprochen, ungebremst aufeinanderprallen.

Werden die tatsächlichen Erkenntnisprozesse in den Blick genommen, resultieren sie aus örtlich und zeitlich gebundenen Situationen, aus sozialen Interaktionen und Wechselwirkungen mit der Umwelt. Das »System« speist sich aus dem Einzelfall, die Entstehungsbedingungen werden konstitutiv. Spielräume und Offenheit sind nun zu erkennen, in denen Aushandlungsprozesse stattfinden können. In die Interaktionen wirken gemeinsam geteilte Strukturen hinein und aus ihnen entwickeln sich Strukturen neu. Doch kein einheitliches Prinzip, das sich durch alle und alles hindurchzieht, muss hier vorausgesetzt werden. Individuelle Verschiebungen sind möglich, individuelle Varianten und Lösungen werden zugelassen – mehr noch: erweisen sich als notwendig. Es sind

jene subjektiven Komponenten und die darin liegenden Freiräume, die bei der Reduktion verlorengegangen waren. Die Erkenntnisvorgänge gründen in individuellen Aushandlungsprozessen, die mit ihren offenen Räumen des Suchens und Findens Schnittstellen, Austausch, wechselseitige Einflussnahmen ermöglichen.

Damit ist ein Weg aufgezeigt, wie die Untersuchung der Wissensverhältnisse in Angriff genommen werden kann. Statt sich auf die Wissenssysteme als Begriffssystem zu beschränken, gilt es, die lebensweltlichen Einbindungen mit ihren Wissenspraxen als Ausgangspunkt der Analyse zu nehmen.¹⁷ Hier werden Spielräume für Neuverhandlungen, für Wechselwirkungen und eine Neugestaltung von Beziehungen sichtbar. Ausgehend von den Aushandlungsprozessen lässt sich mit einem Mal erklären, wie es zu Veränderungen, Einflussnahmen und Verschiebungen kommen kann. Gemeinsame Ankerpunkte bieten wissenschaftlichen Disziplinen das Entwicklungspotential für eine Zusammenarbeit; individuelle Kontakte lassen es zu, dass sich unterschiedliche Wissenskulturen gegenseitig beeinflussen und verändern. Das permanente Wechselspiel wirkt in die Strukturen zurück und gestaltet sie. Auf diese Weise werden Wechselwirkungen zwischen Wissenssystemen möglich – obwohl sie derart »inkommensurabel« scheinen, dass allein ein »clash« der Systeme naheliegt.

Mit dem Perspektivenwechsel eröffnet sich aber auch ein Neuzugang für entscheidende erkenntnistheoretische Fragen, die lange Zeit zur Seite geschoben wurden. Der Fokus auf den Wissenspraxen löst die Erkenntnistheorie auch aus ihrer Isolation. Mit der Konzentration auf die abgeschlossene Systemebene glaubte man, Geneseprozesse, psychologische Komponenten oder etwa soziale Abhängigkeiten kategorisch von den Erkenntnisprozessen trennen zu können. Doch mit dem Verweis auf die situative Aushandlungssituation wird deutlich, dass Erkenntnis nicht losgelöst von gesellschaftlichen Aspekten betrachtet werden kann.¹⁸ Statt auf einer abstrakten und rein begrifflichen Hochebene Systeme zu analysieren, interessieren in dieser neuen Forschungsperspektive vor allem die Schnittstellen als individuelle Zugriffe. Der Mensch in seiner historischen und sozialen Gesamtheit gerät in den Blick, und derart ein-

17 Große Beachtung erfährt die Rolle der Praktiken derzeit in den Sozialwissenschaften. Doch werden sie dort zu sehr als Praktiken im Sinne kulturell geteilter Handlungsmuster gedeutet; so kann auch hier das Spannungsfeld zwischen gemeinsam geteilten Strukturen und individuellen Neuerungen nicht aufgebrochen werden (vgl. Schatzki 1996, Schatzki et al. 2001, Reckwitz 2003).

18 Allerdings darf man hieraus nicht fälschlich folgern, dass Erkenntnis nur noch von sozialen Gegebenheiten abhängt (vgl. Fuller 1988). Alternative Überlegungen zu dem Zusammenhang von Wissen und Gesellschaft vgl. Gottschalk-Mazouz in diesem Band.

gebunden in Kontexte wird er Teil umfassender Aushandlungsprozesse. Er schafft und durch ihn schafft sich etwas: als aktiv Konstruierender und gleichzeitig Reproduzierender verinnerlichter Praktiken. Aus diesen Prozessen werden komplexe Wechselwirkungen in Gang gesetzt, die letztlich zu der breiten Palette an Wissensverhältnissen – als Erneuerung, wechselseitiger Beeinflussung, Verdrängung oder hegemoniale Durchdringung – führen können.

Welche Lehre lässt sich aus den Ergebnissen des epistemischen Pluralismus ziehen? Wir haben von ihm gelernt, dass es verschiedene Wissensarten gibt und dass es durchaus Sinn macht, von verschiedenen Wissensarten zu sprechen. Für viele Fragestellungen ist er ein fruchtbarer Ausgangspunkt, der zur Untersuchung wissensbezogener Prozesse ein sensibles Instrumentarium an die Hand gibt. Doch es muss immer deutlich bleiben, dass dieser Zugang nur in einem eingeschränkten Sinn gilt. Er beruht auf einer überhöhten Sichtweise, der eine Reduktion zugrunde liegt – eine Reduktion, in der wesentliche Informationen über Zusammenhänge verlorengegangen sind. Werden Aussagen über Wechselwirkungen, Entstehungs- und Entwicklungsbindungen gewünscht, zeigt sich die Rede von den verschiedenen Wissensarten im Sinne verschiedener Wissenssysteme als eine tückischen Falle – solange nicht die Rückbindung an die Lebenswelt Ausgangspunkt der Betrachtung wird. Aufbauend auf pluralistischen Grundlagen gilt es nun, die neuen Einsichten zugänglich zu machen. Doch dieser Perspektivenwechsel stellt ungewohnte Anforderungen an die Erkenntnistheorie, denen sie sich erst noch in Form eines weiterzuentwickelnden Post-Pluralismus stellen muss.

Literatur

- Abel, Günter (2004): *Zeichen der Wirklichkeit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ammon, Sabine (2005a): Wissen verstehen. Nelson Goodmans symboltheoretische Revision des Wissensbegriffs. In: Andreas Arndt & Karol Bal, Henning Ottmann (Hrsg.): *Glauben und Wissen. Hegel-Jahrbuch 2005*. Bd. 3. Berlin: Akademie Verlag, S. 314-319.
- Ammon, Sabine (2005b): Welterzeugung als kreativer Prozeß – Überlegungen zu Nelson Goodmans konstruktivistischer Theorie des Verstehens. In: Günter Abel (Hrsg.): *Kreativität. Sektionsbeiträge des 20. Deutschen Kongresses für Philosophie*. Bd. 1. Berlin: Universitätsverlag der TU Berlin, S. 285-294.
- Baghramian, Maria & Attracta Ingram (2000): Introduction. In: dies. (Hrsg.): *Pluralism. The Philosophy and Politics of Diversity*. London: Routledge, S. 1-14.

- Bösch, Stefan & Ingo Schulz-Schaeffer (Hrsg.) (2003): *Wissenschaft in der Wissensgesellschaft*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Bösch, Stefan & Peter Wehling (2004): Einleitung: Wissenschaft am Beginn des 21. Jahrhunderts – Neue Herausforderungen für Wissenschaftsforschung und -politik. In: dies. (Hrsg.): *Wissenschaft zwischen Folgenverantwortung und Nichtwissen. Aktuelle Perspektiven der Wissenschaftsforschung*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 9-33.
- Carnap, Rudolf (1928): *Der logische Aufbau der Welt*. Berlin: Weltkreis-Verlag. Zit. nach: ders.: *Der logische Aufbau der Welt*. Hamburg: Meiner 1998.
- Ernst, Gerhard & Oliver R. Scholz, Jakob Steinbrenner (Hrsg.) (2005): *Symbole, Systeme, Welten – Studien zur Philosophie Nelson Goodmans*. Heidelberg: Synchron.
- Feyerabend, Paul (1975): *Against Method. Outline of an Anarchistic Theory of Knowledge*. London: New Left Books. Zit nach der dt. Ausg.: *Wider den Methodenzwang. Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1983 (1. Aufl. 1976).
- Fuller, Steve (1988): *Social Epistemology*. Bloomington: Indiana University Press.
- Goodman, Nelson (1968): *Languages of Art – An Approach to a Theory of Symbol*. Indianapolis: Bobbs-Merrill. Zit nach der dt. Ausg.: *Sprachen der Kunst: Entwurf einer Symboltheorie*. Übers. von Bernd Philippi. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997.
- Goodman, Nelson (1978): *Ways of Worldmaking*. Indianapolis: Hackett. Zit nach der dt. Ausg.: *Weisen der Welterzeugung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1984.
- Goodman, Nelson & Catherine Z. Elgin (1988): *Reconceptions in Philosophy and other Arts and Sciences*. Indianapolis: Hackett. Zit nach der dt. Ausg.: *Revisionen: Philosophie und andere Künste und Wissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1989.
- Hellman, Geoffrey (1977): Introduction. In: Nelson Goodman: *The Structure of Appearance*. Dordrecht, Boston: Reidel Publishing Company (3), S. XIX-XLVII.
- Kuhn, Thomas S. (1962): *The Structure of Scientific Revolutions*. Chicago, London: The University of Chicago Press. Zit nach der dt. Ausg.: *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. 2. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1976.
- Knorr-Cetina, Karin (1999): *Epistemic Cultures. How the Sciences Make Knowledge*. Cambridge: Harvard University Press. Zit nach der dt. Ausg.: *Wissenskulturen. Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002.
- Mormann, Thomas (2000): *Rudolf Carnap*. München: Beck.
- Plümacher, Martina (2004): Sieben Gründe, Individualität zu bedenken. In: Pawel Dybel & Hans Jörg Sandkühler (Hrsg.): *Der Begriff des Subjekts*

- in der modernen und postmodernen Philosophie. Frankfurt am Main: Peter Lang, S. 95-116.
- Poser, Hans (2001): *Wissenschaftstheorie. Eine philosophische Einführung*. Stuttgart: Reclam.
- Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 32, Heft 4 (August 2003), S. 282-301.
- Sandkühler, Hansjörg (1990): Pluralismus. In: ders. (Hrsg.): *Europäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften*. Bd. 3: L-Q. Hamburg: Meiner, S. 728-734.
- Shapere, Dudley (1998): Incommensurability. In: Edward Craig (Hrsg.): *Routledge Encyclopedia of Philosophy*. Vol. 4. London, New York: Routledge, S. 732-736.
- Schatzki, Theodore R. (1996): *Social Practices: A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schatzki, Theodore R. & Karin Knorr-Cetina, Eike von Savigny (Hrsg.) (2001): *The Practice Turn in Contemporary Theory*. London, New York: Routledge.
- Scholz, Oliver R. (2005): In memoriam Nelson Goodman. In: Gerhard Ernst & Oliver R. Scholz, Jakob Steinbrenner (Hrsg.): *Symbole, Systeme, Welten – Studien zur Philosophie Nelson Goodmans*. Heidelberg: Synchron.
- Stekeler-Weithofer, Pirmin (2004): Einleitung. In: ders. (Hrsg.): *Geschichte der Philosophie. Gegenwart*. Bd. 9. Stuttgart: Reclam, S. 9-39.
- Toulmin, Stephen (1972): *Human Understanding. Vol. I: General Introduction and Part I: The Collective Use and Evolution of Concepts*. Princeton: University Press. Zit. nach der dt. Ausg.: *Kritik der kollektiven Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1983.
- Weingart, Peter (2003): *Wissenschaftssoziologie*. Bielefeld: transcript.
- Wittgenstein, Ludwig (1953): *Philosophische Untersuchungen*. Oxford: Blackwell. Zit. nach: ders.: *Tractatus logico-philosophicus – Tagebücher 1914-1916 – Philosophische Untersuchungen*. Werkausgabe Bd. 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1984.